

Persönliche Erlebnisse aus dem Kirchenkampf in Schlesien

Von Pfarrer Hoppe-Wohlau.

Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft, so stand es über dem Altar der evangelischen Kirche ad St. Laurentium in Wohlau. Von diesem Wort ist ein eigenartiger Segen ausgegangen während der Zeit des Kampfes um die Kirche Jesu Christi, der mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft in unserem Volk einsetzte. Wie oft habe ich meine Gemeinde auf dieses Wort hingewiesen! Auch mir trat es immer wieder vor Augen und hat seinen geheimnisvollen Einfluß auf mich ausgeübt zusammen mit einem Wahrzeichen, das in der Kirche über dem Eingang zur Sakristei angebracht war und einen Teller mit dem Haupt Johannis des Täufers darstellte. Dieser Teller über der Tür der Sakristei war mir eine ständige Mahnung, mit der Kraft, die Gott mir gibt, ohne Ansehen der Person das Wort Gottes zu verkündigen und tapfer zu stehen auch gegenüber dem Staat und allen Stellen, die dem Evangelium entgegenstanden.

Es ist ursprünglich nicht meine Absicht gewesen, meine Erlebnisse aus dieser Zeit des Kampfes niederzuschreiben. Aber als ich mit anderen davon sprach, wurde ich darauf hingewiesen, daß es wertvoll sein könnte, die Erfahrungen festzuhalten und weiteren Kreisen zugänglich zu machen. So habe ich versucht zusammenzutragen, was man nach 8 Jahren noch wissen kann, auch wenn keine Akten und schriftlichen Aufzeichnungen darüber bestehen, weil alles in einer verlorenen Heimat zurückgelassen werden mußte und vernichtet ist.

Daß ich mich von Anfang an entschieden auf die Seite der Bekennenden Kirche stellte, war merkwürdig genug. Von meiner Jugend her gehörte ich zum völkischen Flügel der deutschen Jugendbewegung. Im Krieg 1914/18 habe ich von den Ortskommandanten verschiedener Städte den völkischen Soldaten und den Angehörigen der deutschen Jugendbewegung Räume für Soldatenheime zur Verfügung stellen lassen. Auch harte Auseinandersetzungen mit den Vorgesetzten hat es gegeben. Meine engen Verbindungen mit den Angehörigen der Jugendbewegung, die meistens nicht Offiziere waren, erregten Anstoß. Es gab eine längere Auseinandersetzung mit dem General, der die Division leitete. Nur weil ich bereits das Eiserne Kreuz 1. Kl. hatte und auch sonst nichts gegen mich vorlag, wurde mir die Unterredung gewährt. Ich gab nicht nach und erhielt den dienstlichen Befehl, meine Arbeit unter den Angehörigen der deutschen Jugendbewegung aufzugeben. Man meinte, daß die Disziplin darunter leiden müsse. Ich antwortete, daß

ich dem Befehl nicht nachkommen könne. Nach einer weiteren erregten Unterredung schwenkte der General ein, gab mir die Hand und sagte: „Es ist recht, daß Sie vernünftige Ideen unter die Soldaten bringen wollen. Ich werde mit Ihren Vorgesetzten reden, daß sie die Angelegenheit anders beurteilen, als sie es bisher getan haben.“ Ich erhielt die offizielle Erlaubnis weiterzuarbeiten auch in der Jugendbewegung und bekam zugleich das Amt eines Unterrichtsoffiziers. In völkischen Zeitschriften veröffentlichte ich Artikel. Mit Berthold Otto-Zehlendorf, dem Schulreformer und Verfasser des Buches: „Der Zukunftsstaat als sozialistische Monarchie“, stand ich in Verbindung. Ich war bei einer Besprechung eines kleinen Kreises um Berthold Otto anwesend, bei der der Bund für Inneren Frieden gegründet wurde. So hatte ich eine ganz bestimmte völkische Vergangenheit. Kein Wunder, daß man beim Durchbruch des Nationalsozialismus hoffte, ich würde mit vollem Herzen mich dieser politischen Bewegung verschreiben und auch bei den Deutschen Christen mit Eifer mitarbeiten. Ich bin wiederholt von führenden Deutschen Christen zu solcher Mitarbeit aufgefordert worden.

Aber ich bezog eine andere Stellung. Ich kannte die völkische Bewegung zu gut und wußte, daß es in dieser Bewegung eine Richtung gibt, die stark deutschgläubig und antichristlich orientiert war. Karl der Große war hier nichts anderes als der Sachsenschlächter. Auch der Volkserzieher und die Germanenbibel von Wilhelm Schwaner waren mir gut bekannt. In meinen Artikeln war ich gegen die heidnischen und entchristlichenden Tendenzen aufgetreten und hatte Raum auch für ein bewußtes und entschiedenes Christentum innerhalb der völkischen Bewegung gefordert. Als ich den Mythos des 20. Jahrhunderts von Rosenberg kennen lernte und sah, wie gerade dieser Mann die Leitung des „Völkischen Beobachters“ anvertraut erhielt, war meine Stellung klar. Der radikale heidnische Flügel der völkischen Bewegung hatte die Oberhand gewonnen. Hier konnte mein Stand nicht sein. Alles, was man gar bald vom Nationalsozialismus erlebte, gab mir recht und sagte mir, daß ich mit dieser Bewegung nichts zu tun haben dürfe. Aber meine völkische Vergangenheit bedeutete für mich jahrelang einen gewissen Schutz. Man wußte nicht recht, wie man sich zu mir zu stellen habe.

Gar bald kam es zum offenen Bruch mit dem Nationalsozialismus. Die Ursache war die Wahl der Elternbeiräte im Jahre 1933. Ich trat mit großem Nachdruck für die Bekenntnisschule ein und gegen die Gemeinschaftsschule der nationalsozialistischen Partei. Die Wahl brachte einen eindeutigen Sieg für die Bekenntnisschule, so daß man in Wohlau nicht mehr wagte, gegen sie anzugehen. Nur während meiner Gefängniszeit wurde noch einmal ein schüchterner Versuch gemacht, der bald fallen gelassen wurde, als ich wieder in die Gemeinde zurückkehrte. Die Schule von Woh-

lau wurde als letzte des Kreises und nicht mehr durch eine Entscheidung der Eltern, sondern erst im Krieg durch einen Erlaß von oben als Gemeinschaftsschule erklärt.

Aber die Fronten waren klar.

Als dann gar bald der Kirchenkampf einsetzte, trat ich mit großer Entschiedenheit auf die Seite der Bekennenden Kirche. Wir hatten in Wohlau eine der ersten Bekennenden Gemeinden. Eine kleine Schar war es zunächst, die sich innerhalb der großen Gemeinde zu einer besonderen Bekennenden Gemeinde zusammenfassen ließ. Erst nach meiner ersten Gefangennahme schnellte sie auf über 300 Mitglieder empor, die dann auch der Bekennenden Kirche weithin treu blieben. Bedeutungsvoll war hier vor allem der Bußtag 1933. Eben hatte die Versammlung im Sportpalast in Berlin stattgefunden, bei der offenbar wurde, wohin der neue Reichsbischof Müller die Reichskirche führen wolle. Ich predigte am Bußtag über den 14. Psalm „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott“ und brachte in der Predigt mit Angabe der Namen Aussprüche der neuen Männer. So sagt der Gauleiter von Mecklenburg, so sagt der Gauleiter von Brandenburg, so sagt Baldur von Schirach, der Reichsjugendführer. Die Gemeinde war von meiner Predigt tief bewegt und bestürmte mich nach dem Gottesdienst, ob das, was ich gesagt habe, wirklich der Wahrheit entspräche. Ich konnte es ihnen nur bekräftigen. Man bat um den Wortlaut der Predigt, damit man sie noch einmal in Ruhe sich durchlesen könne. Ich vervielfältigte sie und gab sie gegen ein kleines Entgelt jedem, der sie haben wollte. Nach dem Gottesdienst setzte ich mich mit meiner Frau und meinen Kindern in unseren Wagen und machte zum ersten Mal eine Spazierfahrt und zwar in das Naturschutzgebiet in der Umgebung von Wohlau, das ich noch nicht kannte, obwohl ich schon seit 1930 in Wohlau war. Ich erwartete, daß die Polizei mich abholen werde und wollte noch ein wenig frische Luft atmen. Die Polizei kam nicht. Aber meine Predigt wurde sofort nach Berlin gemeldet und geschickt, und ich erhielt ein Verfahren wegen Herabwürdigung des Reichsjugendführers und anderer führender Personen der Partei und des Staates, weil ich sie als „Dummköpfe“ bezeichnet habe. Der Verkauf meiner Predigt wurde mir sofort verboten. Ich habe sie darauf kostenlos jedem gegeben, der sie noch haben wollte. Auf Grund meiner politischen Vergangenheit und infolge warmen Eintretens des Evang. Konsistoriums in Breslau wurde ich in die kommende Amnestie einbezogen. Das Verfahren wurde eingestellt.

In der Gemeinde war der Bußtagspredigt bereits ein harter Kampf vorangegangen. Die Kirchenwahlen hatten eine überwiegende Mehrheit für die Deutschen Christen ergeben. Ich erkannte den Kirchenvorstand nicht an, weil er bekennniswidrig sei und die Wahlen angefochten werden mußten. Nach Verhandlungen war ich bereit, nur so weit mit dem Gemeindekir-

chenrat zusammenzuarbeiten, als es sich um rein geschäftliche Dinge handle und der äußere Geschäftsgang es erfordere. Alle anderen Verhandlungen und jede Anerkennung lehnte ich ab. Durch eine Zeitungsanzeige warnte ich die Gemeinde, irgend welche Aufträge und Verpflichtungen anzunehmen, die nicht von mir persönlich unterzeichnet sind, und wies damit den Versuch zurück, ohne mich zu regieren. Ein Mitglied des Konsistoriums, das zur Schlichtung nach Wohlau kam, konnte den Gemeindegemeinderat nur dahin belehren, daß sie froh sein müßten, wenn ich überhaupt unter bestimmten Voraussetzungen bereit wäre, mit ihnen zu arbeiten, und daß sie, wie die Verhältnisse liegen, nicht mit einer Anerkennung durch den bekenntnismäßig eingestellten Pfarrer rechnen könnten. Es ist bedauerlich, daß das Protokollbuch aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden ist. Die Protokolle gaben ein fast humorvolles Bild über die Art, wie Pfarrer und Gemeindegemeinderat zueinander standen und miteinander verkehrten. Die Stellung des bekenntnismäßigen Pfarrers war noch dadurch erschwert, daß der 2. Pfarrer gegen ihn stand und zu den deutsch-christlichen Mitgliedern des Gemeindegemeinderates hielt.

Wegen schwerer Überarbeitung mußte ich im Sommer 1933 nach Bad Altheide gehen und hier eine Herzkur machen. In diesen Tagen fand die feierliche Grundsteinlegung des neuen Krankenhauses statt, das ich durch einen Anbau von 120000 RM erweitert hatte. Jede Aufregung war mir vom Arzt streng untersagt worden. Kaum war ich in Altheide angekommen, da erhielt ich die Kunde von einem Schmähbrief über mich, der an alle Mitglieder der Kreissynode und an alle Abgeordneten des politischen Kreistages des Kreises Wohlau geschickt worden war. Man warf mir vor, ich hätte beim Krankenhausbau und auch in der Verwaltung der kirchlichen Gemeinde viele Tausende von Mark unterschlagen. Auch sonst strotzte der Brief von Angriffen gegen meine Person. Zu gleicher Zeit wurde mir mitgeteilt, daß ich von meiner 1. Pfarrstelle enthoben sei. Der Kirchenvorstand habe einen anderen Pfarrer gewählt und zwar den deutsch-christlichen Propst Zarnikow, der in meine Pfarrstelle einrücken solle. Auch hier muß zu Ehren des Evang. Konsistoriums gesagt werden, daß alle diese Intrigen nicht angenommen wurden und ich auch in meiner Pfarrstelle bleiben konnte. Die Unwahrheit der Verleumdungen nachzuweisen, war nicht schwer. Gegen den Verleumder L. wurde Anzeige erhoben.

Während meines Aufenthaltes in Bad Altheide fiel die Absetzung unseres verehrten Generalsuperintendenten D. Schian. Als wir davon erfuhren, war mir klar, daß hiergegen etwas getan werden müsse. Der liebe Amtsbruder Haesner lebte damals in Altheide in Pension. Wir fuhren mit Frau Haesner nach Glatz und berieten mit dem dortigen Superintendenten, was zu machen sei. Er wies auf die Gemeinde hin, die sich regen müsse. Wir gehörten ja zur Kurgemeinde. An demselben Abend war ein Evangelisationsvortrag

im Kurheim Altheide. Als wir von Glatz gekommen waren, erbaten wir uns von der Leitung den Saal noch zu einer Nachversammlung und forderten die zahlreich versammelte Kurgemeinde auf, noch eine Weile zu bleiben, um über die Absetzung von Generalsuperintendent D. Schian zu sprechen. Es wurde mit großer innerer Zustimmung von allen Anwesenden ein Bittgesuch an das Kultusministerium und andere Stellen beschlossen, in dem wir für den abgesetzten Generalsuperintendent warm eintraten. Es sollten noch weitere Unterschriften gesammelt werden. Die Frau des Schreibers des Reichsbischofs war gerade in Altheide zur Kur. Als sie von unserer Entschließung hörte, bekam sie einen Herzanfall. Das Sammeln von Unterschriften war nicht mehr möglich. Mit dem Pfarramt Glatz gab es dann noch Auseinandersetzungen wegen Einmischens in eine fremde Gemeinde. Später hat der zuständige Pfarrer von Altheide Just in lieber brüderlicher Weise die entstandenen Differenzen beigelegt. Ich fuhr mit meinem Auto von Pfarramt zu Pfarramt nach Breslau und suchte überall die Amtsbrüder zu einem gleichen Eintreten für unseren Generalsuperintendent zu bewegen. Die Erfahrungen, die ich machte, waren verschieden.

Eines Tages um die Mittagszeit erschienen bei mir mehrere SA-Führer von der SA-Führerschule, die Heines bei uns in Wohlau eingerichtet hatte. Sie wurden von mir in freundlicher Weise begrüßt und in mein Amtszimmer im ersten Stock geführt. Ich gab meiner Freude Ausdruck, daß ich mit ihnen ins Gespräch kommen kann, und lud sie ein, Platz zu nehmen. Sie taten es nicht, sondern fingen an zu toben. Ich lehnte daraufhin jedes Gespräch mit ihnen ab. Da sie nicht gingen und auch nicht aufhörten zu toben, setzte ich mich ruhig an meinen Schreibtisch und las die Zeitung, um ihnen zu zeigen, daß ich nicht auf sie höre. Allen Versuchen, mich zu irgend welchen Gegenmaßnahmen zu reizen, widerstand ich durch eine eisige Ruhe. Sie drohten wiederzukommen, wenn sie noch das Geringste von mir hörten, die Fenster mit Steinen einzuwerfen und mit Gewalt ins Haus zu dringen, wenn die Türen nicht geöffnet würden. Außerdem wollten sie mich, wo sie mich treffen, verprügeln. Nachdem sie mich verlassen hatten, rief ich sofort die Polizei an und bat sie, die Namen der beiden SA-Männer festzustellen. Die Polizei erfüllte mir meine Bitte. Ich meldete das Vorkommnis nach Berlin und München an die leitenden Stellen der Regierung und der Partei und stellte gegen die beiden SA-Männer Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft. Von dem Evang. Konsistorium in Breslau wurde ich immer wieder durch sehr lange Ferngespräche gebeten und bestürmt, den Strafantrag zurückzuziehen. Ich tat es nicht. Auf meine Beschwerden erhielt ich zunächst von der Leitung der SA-Führerschule in Breslau einen unfreundlichen Bescheid. Man wies darauf hin, daß die SA-Männer die Garanten der Nation sind und kein Grund bestände, gegen sie vorzugehen. Dann — wohl auf Druck von München hin — erhielt ich ein freundliches Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, daß die beiden

SA-Führer bestraft worden wären. Der Führer der Wohlauler SA-Schule Sch. wurde gar bald in den Stab Heines nach Breslau berufen, wo er kurz darauf bei der Erschießung von Heines und der Säuberung der SA nur mit Mühe der Kugel entging. Wie mir sein Nachfolger M., den ich von früher her kannte, bei einem persönlichen freundschaftlichen Besuch in meinem Hause mitteilte, bestand die Bestrafung der beiden SA-Männer in einem „Verweis“, der eine kurze sachliche Belehrung war, daß die SA sich vom Kirchenkampf fernhalten soll.

Solche und ähnliche Vorgänge, von denen wir erfuhren, veranlaßten mich, die Polizei zu benachrichtigen, daß sie, wenn sie einmal einen Haftbefehl gegen mich erhalte, nicht abends oder nachts kommen möchte, da ich dann nicht öffnen würde. Am Tag bin ich zu jeder Zeit bereit, mich zu stellen. Fast mit Befremden nahm die Polizei mein Anliegen entgegen. Es läge nichts gegen mich vor, und eine Verhaftung käme überhaupt bei mir nicht in Frage. Und doch sollte gar bald auch die Polizei gegen mich in Tätigkeit treten. Reminiscere 1935 wurden wir von der Bekennenden Kirche aufgefordert, eine Kanzelabkündigung gegen den Deutschglauben zu verlesen. Diese Verlesung sollte auf jeden Fall unterbunden werden. Mehrmals kam die Polizei am Sonnabend zu mir und fragte nach der Abkündigung. Ich hatte der Polizei gegenüber eine ganz bestimmte Verhandlungsmethode. Manchmal gab ich ihr schriftlich, was ich zu sagen hatte. Dafür war sie immer sehr dankbar. Oft aber schwieg ich und machte keinerlei Aussagen über das, was ihr Anliegen betraf. Dadurch wurden die Beamten in rechte Verlegenheit gebracht. Es blieb ihnen vielfach nichts übrig als Haussuchungen zu machen, denen sie bei den vielen Büchern, die ich in fast allen Zimmern hatte, ziemlich hilflos gegenüberstanden. Die Kanzelabkündigung, um die es sich Reminiscere 1935 handelte, schien mir so wichtig, daß ich mich nicht damit begnügen wollte, sie nur im Gottesdienst zu verlesen. Ich ließ sie drucken, so daß jede der etwa 2500 Familien der Gemeinde sie selbst in die Hand bekommen könnte. Wir waren alle eifrig beim Adressenschreiben. Da erschien wieder die Polizei. Mein ganzer Schreibtisch war voller geschriebener Briefumschläge. Ich suchte die Polizei aufzuhalten. Als wir das Amtszimmer betraten, war mein Schreibtisch leer. Alle Umschläge und Drucksachen waren verschwunden. Mein ältester Sohn, der damals 10 Jahre alt war, hatte, ohne daß er dazu aufgefordert worden war und ohne daß wir es wußten, schnell alles genommen und im Nachbarzimmer in seinem Bett versteckt. Um sicher zu gehen, packten wir alle fertigen Briefe zusammen in 2 Koffer und schickten unsere Kinder mit diesen Koffern zu Frau General Trieglaff, einer uns befreundeten Dame, bei der auch unsere Vikarin L. Döring wohnte. Die Polizei hatte eben auch dort große Haussuchung gemacht. Wären die Kinder mit ihren Koffern 5 Minuten früher gekommen, wären sie gerade der Polizei in die Hände gelaufen. Abends kam die Polizei noch einmal zu mir und

warnte mich, weil es sehr ernst sei. Am nächsten Morgen früh 8 Uhr hatten wir Abendmahl. Ich trug bereits meinen Talar. Da erschien die Polizei und verhaftete mich, um mich an der Abkündigung zu hindern. Ich behielt meinen Talar an. Der Beamte Z. fragte mich, ob ich eine Waffe bei mir hätte. Ich antwortete: Ja. Er forderte mich auf, sie herauszugeben. Ich griff in die Tasche und reichte ihm meine Bibel: „Das ist meine Waffe.“ Er gab mir sie wieder zurück. Ich mußte in ein Auto steigen und fuhr mit ihm im Talar nach Breslau ins Gefängnis. Da ich die Leitung der Bekennenden Kirche im Kirchenkreis hatte, rief meine Frau auch die anderen Pfarrer an, die ebenfalls von der Polizei abgeholt wurden. Auch sie legten auf die Nachricht meiner Frau den Talar an, so daß der ganze Kreis Wohlau im Talar im Gefängnis in Breslau erschien. Ich wurde in Breslau angefahren, daß ich im Talar ins Gefängnis gekommen sei. Man werde um so rücksichtsloser gegen uns vorgehen. Ich erklärte, daß ich durch den Talar nur zeigen will, daß ich als Pfarrer verhaftet worden bin und daß ich bereit bin, alles auf mich zu nehmen, was ich um meines Glaubens willen tragen muß.

Im Gefängnis traf ich dann viele andere mir gut bekannte und vertraute Amtsbrüder. Durch den Kampf, den wir bereits hinter uns hatten, waren wir eng miteinander verbunden. Etwa 200 Pfarrer aus ganz Schlesien waren verhaftet. Zwei, drei und mehr Amtsbrüder waren in einer Zelle. Viele waren schon seit Sonnabend hier. Der Landrat von Wohlau, Dr. Janetzki, hatte es abgelehnt, die Pfarrer schon Sonnabend verhaften zu lassen. „In meinem Kreise bestimme ich über die Polizei“, soll er geantwortet haben. Leider verloren wir ihn bald als Landrat.

In Wohlau hatte sich am Sonntag Reminscere eine zahlreiche Gemeinde im Gotteshaus zusammengefunden, um der im Kriege gefallenen Brüder zu gedenken. Die große würdige gotische Kirche war vollbesetzt, obwohl zur selben Zeit ein Feldgottesdienst von der Partei gehalten wurde. Eine tiefe Bewegung ging durch die Gemeinde, als Vikar Feindor die Anwesenden benachrichtigte, daß ich verhaftet sei und der Gottesdienst nicht gehalten werden könne. Es wurde gesungen: Eine feste Burg ist unser Gott. Darauf wurde ein Gebet gesprochen und die Gemeinde entlassen. Viele weinten. Die Empörung über meine Verhaftung war groß. Die Abkündigungen gegen den Deutschglauben waren den Eltern der Lehrvikarin und der Schwester der Fürsorgerin, die gerade in Wohlau waren, mit nach Breslau gegeben worden. Diese wurden gebeten, sie zu etwa 50 Stück auf die einzelnen Postkästen von Breslau zu verteilen. Am nächsten Morgen kamen die vielen Drucksachen von Breslau an. Die Post drängte ihre Beamten, so schnell wie möglich die Briefe zu vertragen. „Mit Wonne haben wir sie den begeisterten Parteigenossen in den Kasten gesteckt“, erzählten sie. Alle erreichten ihr Ziel, obwohl ich im Gefängnis war. Jetzt wußten alle, weswegen ich verhaftet war. Man konnte es kaum glauben, daß man wegen

eines solchen Wortes einen Pfarrer, ja so viele Pfarrer ins Gefängnis werfen konnte. Nur in einem kleinen Dorf war ein Verräter, ein Aushelfer bei der Post. Hier wurden die Postsachen festgehalten und von dem Kreisleiter der Partei konfisziert. Der katholische Pfarrer, Dr. Kukowka, der die Abkündigung noch sonntags erhielt, las sie in seinem katholischen Gottesdienst seiner Gemeinde vor und gedachte meiner in herzlicher Fürbitte. Auch sonst hat er sich meiner Frau liebevoll angenommen und ihr jede Hilfe angeboten.

Am Sonntag abend spielte sich folgendes Gespräch zwischen meiner Frau und dem Polizeipräsidenten in Breslau ab:

„Kommt mein Mann heute noch zurück?“

„Das kann ich aus dienstlichen Gründen nicht sagen.“

„Das finde ich aber unerhört, daß man das den Herren nicht gesagt hat. Sie haben ja alle kein Nachtzeug mit.“

„Ich würde Ihnen empfehlen, Ihrem Mann das Nachtzeug heute noch herzuschicken.“

„Das ist mir leider unmöglich, weil in einer Stunde ein Kirchenkonzert in der Kirche stattfindet. Aber kann ich vielleicht mit meinem Mann telefonieren?“

„Das Ansinnen ist an mich als Polizeipräsident noch nie gestellt worden, daß einer mit einem Häftling telefonieren will.“

„Darüber brauchen Sie sich nicht zu wundern, denn ich bin mit den Gepflogenheiten des Gefängnisses bisher noch nicht bekannt geworden. Das ist das erste Mal, daß in unserer Familie ein Glied im Gefängnis ist.“

„Haben Sie nur keine Angst. Wir werden Ihren Mann schon nicht aufessen.“

„Aber hier sind wichtige Entscheidungen zu fällen, die ich allein nicht fällen kann. Unser Kind ist schwerkrank und liegt in der Universitätsklinik in Breslau. Und zweitens sind morgen Zahlungen fällig für den Krankenhausbau, und mein Mann hat alleiniges Unterschriftenrecht.“

„Da ist ihr Mann ein ganz besonderer Fall.“

„Jeder Pfarrer, den Sie eingesperrt haben, ist solch ein besonderer Fall. Ich sage Ihnen, es gibt hier morgen eine Revolution, wenn die Leute ihr Geld nicht bekommen. Sie können getrost sein, ich schicke Ihnen die Leute alle nach Breslau.“

„Um Himmels willen! Verschonen Sie mich damit. Dafür bin ich nicht zuständig. Wenden Sie sich an den Regierungspräsidenten!“

Ich durfte doch telefonieren, auch als Gefangener, zwar nicht mit meiner

Frau, aber mit der Universitätsklinik wegen unseres schwerkranken Kindes, dem ich nach einigen Tagen mein Blut übertragen lassen konnte, was wohl die Rettung für das Kind bedeutete.

In Wohrlau hatten jeden Abend Bittgottesdienste stattgefunden. Die Gottesdienste waren durch große Anzeigen der Wohrlauer Zeitung bekannt gemacht worden. Am ersten Abend wurde den Läutern, dem Kantor und dem Küster vom Gemeindegemeinderat eine Mitwirkung an den Gottesdiensten verboten. Da stellten sich 4 adlige junge Männer zum Läuten zur Verfügung. Sie wurden von 4 Autoschlossern meiner Autowerkstatt abgelöst. Man läutete eine ganze Stunde lang vor dem Gottesdienst ohne Unterbrechung, so daß sich die ganze Stadt wunderte. So lange waren sonst Gottesdienste nie eingeläutet worden. Auch der Gesang ohne Orgel gab dem ersten Gottesdienst eine besondere Note. An den anderen Abenden erhielten die Kirchenbeamten wieder Freiheit.

Im Gefängnis selbst hatte sich ein merkwürdiges Gefangenleben entwickelt. Die Zellen waren nicht geschlossen worden, sondern wurden nur verriegelt. Bei einer Zelle wurde auch der Riegel „vergessen“ vorzuschieben. Die Insassen dieser Zelle öffneten alle anderen Zellen, so daß wir zueinander kommen und einen großen Konvent miteinander halten konnten. Auf der Treppe stand ein Posten. Sobald ein Beamter kam, gingen alle wieder in ihre Zellen, die aufs neue verriegelt wurden mit Ausnahme der einen Zelle, die offen bleiben mußte. Auf der Straße vor dem Gefängnis bildeten sich immer wieder Gruppen von Gemeindegliedern und sangen Choräle. In das Gefängnis kamen ganze Kisten mit Schokolade und Apfelsinen für die gefangenen Pfarrer. Morgens, mittags und abends hielten wir unsere Andachten. Wir sangen laut zum Fenster der Zellen hinaus, so daß jeder die anderen hören konnte, unsere starken Glaubenslieder: Eine feste Burg ist unser Gott . . . Und wenn die Welt voll Teufel wär . . . Das Wort sie sollen lassen stahn . . . Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich . . . Auch euch, ihr meine Lieben, soll heute nicht betrüben ein Unfall noch Gefahr. Dann wurden von einem Amtsbruder ebenfalls allen hörbar Worte aus der Bibel verlesen, die Kraft gaben oder von wunderbarer Errettung auch aus Gefängnisnot sprachen. Dann wurde gemeinsam gebetet und das Vaterunser gesprochen. Auch die anderen Gefangenen hörten das alles mit, voll Verwunderung, daß auf einmal das Gefängnis zur Kirche geworden war, und schlossen sich unseren Gebeten an. Man muß diese Glaubenslieder und Gottesworte einmal in solcher Lage haben auf sich wirken lassen, um zu erfahren, welche wunderbaren Lebenskräfte hier verborgen liegen und wie sie in solcher Lage ganz anders, viel tiefer wirken, als es sonst der Fall ist. Es war wohl Montag. Da wurde Pfarrer Jurisch und ich aus den Zellen geholt. Wir sollten zum Polizeipräsidenten kommen, der bald erschien. Man war ausgesprochen freundlich zu uns. Der Polizeipräsident nahm uns mit

in sein Auto und fuhr uns durch die Stadt. Überall machte die Polizei ihre Ehrenbezeugungen. Es ging zum Regierungspräsidenten W., der sein Bedauern aussprach, daß gerade bei ihm in Schlesien eine so große Anzahl von Pfarrern verhaftet sei. Das sei ihm äußerst unangenehm. Er möchte mit uns sprechen, was zu machen sei, damit wir wieder freigelassen werden könnten. Wir brauchten nur irgend ein Schriftstück zu unterschreiben. Auf den Inhalt käme es dabei gar nicht so an. Er möchte nur eine Möglichkeit haben, uns die Freiheit wiedergeben zu können. Er klagte, daß immer noch mehr Pfarrer in die Gefängnisse eingeliefert würden. Wir antworteten: „Wir sind nur Soldaten. Unsere Offiziere sind in Berlin in der Leitung der Bekennenden Kirche. Mit diesen Herren soll man verhandeln. Wir dächten nicht daran, unseren Offizieren in den Rücken zu fallen, und lehnten jede Unterschrift ab.“ Wir wurden gebeten, hinauszugehen. Der Regierungspräsident telefonierte mit Berlin. Nach dem Ferngespräch wurden wir abermals gebeten, doch in irgend eine Unterschrift einzuwilligen. Es könne oben ein ganz nichtssagender Text stehen. Sie wollen nur einen Grund zur Freilassung haben. Wir lehnten abermals ab und wurden wieder in unsere Zellen gebracht.

Nächsten Tag wurden wir in zwei Gruppen geteilt. Mit jeder Gruppe sollte besonders verhandelt werden. Wahrscheinlich wollte man die eine Gruppe gegen die andere ausspielen.

Man holte uns unten im Maschinenkeller zusammen. Bischof D. Zänker sollte mit uns verhandeln. Die Staatspolizei war natürlich anwesend. Wir lehnten mit Entrüstung jede Verhandlung ab, da wir nur als freie Männer mit uns reden lassen wollten. Die Versammlung im Keller fand darauf ein schnelles Ende. Aber diese gefangenen schlesischen Pfarrer im Keller des Maschinenraumes sind mir allezeit ein erschütterndes Bild geblieben von der Gefangenschaft der Kirche Jesu Christi mitten in einer christusfeindlichen und gottentfremdeten Welt.

Am nächsten Tag wurden wir frei gelassen, ohne daß irgend eine Unterschrift von uns noch gefordert oder sonst eine Auflage gemacht wurde. Vor dem Gefängnis standen die Menschen, die von den Polizeibeamten immer wieder ermahnt wurden weiterzugehen. Ich telefonierte nach Haus, daß ich mit dem nächsten Zuge kommen werde. Wie erstaunt war ich, als auf dem Bahnhof eine große Zahl treuer Gemeindeglieder sich eingefunden hatte, Blumen in den Händen. In einem förmlichen Festzug ging es durch die Stadt zum Pfarrhaus. Hier empfingen mich die Konfirmanden mit Gesang. Die Tür des Pfarrhauses war bekränzt. Oben an der Tür hing der Spruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein.“ Die Druckerei hatte ihn schnell gedruckt. Auch an diesem Abend war wie an den Vortagen ein Gottesdienst vorgesehen, der in der Zeitung bekannt gemacht worden war. Die Predigt hielt Pfarrer Eitner Breslau. Ich schloß noch eine

2. Predigt an und kündete zu gleicher Zeit für den nächsten Abend einen Gemeindeabend in der Kirche an, an dem ich über meine Erlebnisse in den letzten Tagen berichten wollte. Ich bat um Besuch, obwohl an diesem Abend eine Großkundgebung der Partei angesagt war über das „ewige Deutschland“. Ich betonte: „Nichts ist ewig hier in dieser Welt. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht, spricht unser Herr und Meister.“ Auch die Wohlaue Zeitung nahm eine große Anzeige auf: „Pastor Hoppe berichtet über seine Erlebnisse in den letzten Tagen.“ Die große Kirche war voll bis auf den letzten Platz, obwohl es Wochentag war. Auch viele katholische Christen hatten sich eingefunden. Ich sprach etwa eine Stunde über den Grund der Verhaftung und über das, was wir erlebt hatten. Am nächsten Tag wurde ich zum Landrat gerufen. Die Verhaftung der vielen Pfarrer wäre eine große Blamage für den Staat gewesen. Ich möchte doch die Sache nicht ausschlichten und dem Staat nicht schaden. Ich fragte, ob er mir irgend welche Vorwürfe wegen meiner gestrigen Ausführungen machen müsse. Er verneinte. Ich sagte, daß es unsere Aufgabe sei, den Kampf gegen den Deutschglauben zu führen. Dazu seien wir als evangelische Pfarrer verpflichtet. Wir könnten uns auch durch die Vorkommnisse der letzten Tage an dieser Amtspflicht nicht hindern lassen. Er versicherte mir, daß wir in der Ausübung unserer Pflichten nicht gehindert werden sollen, bat aber um Vorsicht und Rücksicht auf den Staat. Ich versprach, mich selbstverständlich in staatliche Dinge nicht einzumischen. Leider haben wir diesen trefflichen Landrat bald verloren.

Dem Inhaber der Schlesischen Dorfzeitung in Wohlau Tr. wurde verboten, noch irgend welche Anzeigen von mir in die Zeitung aufzunehmen. Außerdem erhielt er schwere Vorwürfe, daß er unter denen war, die mich am Bahnhof abgeholt hatten. Er hat noch manch harten Kampf mit der Partei ausfechten müssen und schließlich das Verfügungsrecht über seine Zeitung verloren.

Zu den eifrigsten Vertretern des Deutschglaubens in Wohlau gehörte Professor H., ein früherer Lehrer am Wohlaue Gymnasium, der aus der Kirche ausgetreten war. Als er in hohem Alter starb, war mit der Partei vereinbart worden, daß der Sohn des Verstorbenen, der in Berlin Redner für den Deutschglauben war, in dem schönen Garten des Villengrundstückes sprechen sollte, während der Kreisleiter am Grabe einen neutralen Nachruf halten wollte. Da rief einige Stunden später der deutsch-christliche Kirchenrat vom Evang. Konsistorium in Breslau an, daß ich den Sohn am Grabe sprechen lassen müßte. Ich ließ mir darauf entsprechend den Friedhofsbestimmungen die Rede, die der Sohn halten wollte, einreichen. Da es eine ausgesprochene deutschgläubige Rede war, lehnte ich sie ab. Das Konsistorium, dem ich sie zugeschickt hatte, forderte darauf, daß ich sie halten lassen müsse. Er wäre froh, wenn seine Pfarrer solche Grabreden halten würden. Es gab eine harte Auseinandersetzung, bei der ich versicherte, daß, solange

ich Pfarrer in Wohlau bin, ich nicht daran denke, meine Zustimmung zu einer solchen Grabrede zu geben. Die Rede wurde vor dem Tore des Friedhofes gehalten.

Die 2. Pfarrstelle war wieder einmal frei geworden. Es meldete sich ein deutsch-christlicher Pfarrer, der Führer der Deutschen Christen in Schlesien. Wir erhoben als Kirchengemeinde Widerspruch. Unter denen, die zum Widerspruch ins Gotteshaus kamen, war auch ein Mitglied der NSDAP, ein Beamter des Amtsgerichtes, A., der mit dem Parteiabzeichen am Rock sich unserem Einspruch anschloß. Ein ganzes Jahr gelang es uns, den Antritt des deutsch-christlichen Pfarrers aufzuhalten. Dann wurde er doch von den Kirchenbehörden anerkannt und konnte sein Amt antreten. Ich habe mich nie von ihm kirchlich vertreten lassen.

Wir sind nie kirchlich gemeinsam aufgetreten. Er galt für mich als Vertreter eines anderen Glaubens, dem ich, durch äußere Gewalt gezwungen, für seine Arbeit zu bestimmten Zeiten das Gotteshaus überlassen mußte, den ich aber als Pfarrer unserer evang. Kirchengemeinde nicht anerkennen konnte. Die Verhältnisse spitzten sich 1938 wieder in besonderer Weise zu. Meine Predigt über Gamaliel Ap. Gesch. 5, 34 ff. am 5. Sonntag nach Trinitatis hatte Anstoß erregt. Ich hatte gesagt, daß wir uns heute an Gamaliel ein Beispiel nehmen könnten, weil sein Rat von einer großen politischen Klugheit Zeugnis ablegt, auch wenn er nicht letzte Weisheit bedeutet, da der Erfolg nicht über die Wahrheit entscheidet. Daß ich den Deutschen den Juden Gamaliel zum Vorbild hingestellt hatte, war der Partei unerträglich. Auch sonst fand meine Tätigkeit erneut großen Widerspruch. Ich hatte inzwischen die Leitung des Konventsbezirkes Breslau-Land übernommen, der eine Anzahl Kirchenkreise umfaßte, und mußte daher auch wiederholt in anderen Gemeinden tätig sein. Zwischen Pfingsten und Weihnachten mußte ich fast alle 14 Tage zum Gericht oder auf die Polizei kommen. Kurz vor Weihnachten kam der Haftbefehl von der Staatspolizei in Breslau, aber er kam, in eine Drucksache verschoben zu einer Familie Kl., die treu hinter mir stand (ob mit oder ohne Absicht des Postamtes, dessen Angestellte mir sehr gewogen waren, wird schwer festzustellen sein). Die Tochter der Familie öffnete ihn, zerriß ihn und warnte mich. Man muß die damalige Zeit kennengelernt haben, um ermessen zu können, was es für die Frau bedeutete, daß sie den Haftbefehl der Geheimen Staatspolizei zerriß. Ich durfte Weihnachten noch zu Hause sein, wartete nun aber jeden Tag auf Abholung durch die Polizei. Auch der Januar verging. Nichts regte sich. Wir hatten alles für das Gefängnis vorbereitet. Im Kleiderschrank war ein eigenes Gefängnisfach mit durchsichtiger Seife, mit Büchern und mit dem besten Anzug, den ich hatte, und allem, was ich in das Gefängnis mitnehmen wollte. Meine Frau meinte, daß das Leben im Gefängnis sowieso sehr niederdrückend sei. Da müßte ich wenigstens einen

guten Anzug haben. Für Anfang Februar hatte ich eine Kreisversammlung mit den Vertreterinnen aus allen Frauenhilfen des Kreises nach Wohlau eingeladen. Die Frauen blickten recht ungläubig drein, als ich von dem Ernst der kirchlichen Lage sprach. Man versuchte, meine Worte abzuschwächen. Im stillen wird man auch hier gedacht haben, wie es mir sehr oft gesagt wurde: „Pfarrer Hoppe übertreibt und „meckert“; so schlimm ist es doch nicht.“ Da wurde an die Tür geklopft. Ich mußte hinauskommen. Draußen stand die Polizei, die mich sofort zu verhaften hatte. Ich ging noch einmal in den Saal, teilte den Frauen meine Verhaftung mit und bat zugleich um Ruhe und Würde. Alles stürzte hinaus auf den Flur und bestürmte den Beamten, er solle mich doch loslassen; ich wäre doch kein Verbrecher und hätte nichts Böses getan. Aber es nützte alles nichts. Der Polizeibeamte durfte nicht mehr von meiner Seite weichen. Er kam mit mir ins Schlafzimmer, war anwesend, als ich mich umzog, und ließ mich nicht mehr aus dem Auge. Meine Verhaftung mit allem, was sich dabei zuge tragen hat, wurde von den Frauen als besonderes Erlebnis sofort in alle Gemeinden des Kreises hinausgetragen und berichtet. Einen besseren Augenblick hätte die Polizei nicht wählen können.

Im Gefängnis in Breslau mußte mich der Polizeibeamte einen Augenblick allein lassen, als ich eingeliefert wurde. Da plötzlich ertönte aus einer Ecke des großen Raumes die Stimme einer Frau, die sich hinter einer Schreibmaschine erhob. Sie sprach mir ihr Mitempfinden aus und suchte, mich zu trösten. Auch sie gehörte zur Bekennenden Kirche.

Ich hatte eine hebräische Bibel und ein italienisches Neues Testament mit. Das italienische Testament wurde mir gleich zurückgegeben. Die hebräische Bibel nicht. Das sei jüdisch. Ich forderte das Buch, weil ich es für meine Weiterbildung nötig hätte. Am nächsten Morgen erhielt ich auch dieses Buch.

Ein Beamter kam zu mir in die Zelle, ganz niedergeschlagen, daß ich als Pfarrer im Gefängnis sein müsse, so daß es fast so aussah, als ob ich ihn trösten mußte. Ein anderer kam zu mir und erzählte mir, daß auch er Mitglied der Bekennenden Kirche sei. Er habe vor allen Dingen zu Pfarrer Hornig, dem Führer der Bekennenden Kirche, gute Verbindung und werde mir immer berichten, was draußen vöginge. Es waren gerade die Tage, in denen Pfarrer Niemöller aus dem Gefängnis entlassen, aber sofort von der Geheimen Staatspolizei ins Konzentrationslager überführt worden war. Man wollte mich davor bewahren und mich dafür lieber im Gefängnis behalten.

Der erste Kartengruß, den ich ins Gefängnis bekam, war von der Schwester eines Mitgliedes des Sondergerichtes, das über mich zu urteilen hatte. Die Absenderin M. war im Büro von Niemöller in Dahlem tätig. Die Familie

stammte aus Wohlau. Auch sonst erhielt ich viele Zeilen der Liebe und der Anhänglichkeit. Ich spürte es, wie man überall in herzlicher Fürbitte meiner gedachte. Die Gebete der anderen trugen mich.

Da ich die Prüfungskommission des Krankenhausverbandes von Niederschlesien und Oberschlesien leitete, bestellte ich mir die Rechnungen in die Zelle. Man kam meinem Wunsche nach. Auch die Sekretärin des Verbandes, der in Breslau seine Geschäftsstelle hatte, stand mir im Besuchszimmer zur Verfügung, so daß ich meine Berichte in die Maschine diktieren konnte. Einen ganzen Koffer voll Akten erbat ich mir in die Zelle. Ein Gefängnisbeamter, der erst vor kurzem nach Breslau versetzt worden war, kam zu mir. Er wollte sehen, wer ich wäre, da er von einem Pastor Hoppe konfirmiert und getraut worden war. Es stellte sich heraus, daß es mein Onkel war, der in Scherfede und später in Rehme bei Oeynhausen Pfarrer war. Das war ihm eine rechte Freude. Er versprach, mir in der Zuteilung der erbetenen Akten soweit wie möglich entgegenzukommen. Als meine Frau den Koffer mit den Akten ins Gefängnis brachte, murrte der Hausvater, weil alles durch die Zensur gehen müsse und die Zensur wochenlang daran zu tun habe. Ich bekam alle meine Akten bereits an demselben Abend in meine Zelle.

In den ersten Tagen wurde ich zu einem Richter bestellt, der mir von dem Haftbefehl Kenntnis gab. Als Gründe waren angegeben, Mißbrauch der Kanzel, Sammlungsvergehen, Übertretung des Kommunistenparagrafen und noch einiges andere, wie es bei den Pfarrerverhaftungen üblich war. Ich erbat mir das Buch „Mein Kampf“ von Hitler aus der Bibliothek und erhob sofort Einspruch gegen den Haftbefehl, indem ich mich immer wieder auf die Worte des Führers berief. Die Folge war, daß mir das Buch sofort wieder wegen Neuregelung der Bibliothek entzogen wurde. Ich habe es später nie mehr bekommen, obwohl ich es wiederholt erbeten habe.

Man forderte von mir eine Unterschrift. Ich sollte mich verpflichten, nichts mehr gegen den Staat oder die Partei zu sagen oder zu unternehmen. Ich lehnte zunächst jede Unterschrift ab. Aber wenige Tage darauf ließ ich durch meinen Rechtsanwalt sagen, daß ich bereit bin, alles zu unterschreiben, was man nur von mir fordere. Aber unter dem Schriftsatz müsse stehen: „Das alles gilt unbeschadet der Bibel Alten und Neuen Testaments und unbeschadet meines Ordinationsgelübdes.“ Diese Einschränkung wurde nicht angenommen. Darum ging der Kampf. So blieb ich im Gefängnis.

Einmal mußte ich noch zum Untersuchungsrichter kommen. Es war wieder einmal eine Sache gegen mich gemeldet worden. Es handelte sich um einen Gottesdienst, den ich in Köben gehalten hatte. Der Untersuchungsrichter, der mir mit großer Höflichkeit begegnete, ließ mich nicht vor der Sperre stehen, die den Richter sonst von dem Angeklagten trennt, sondern bat

mich freundlich zu ihm an den Richtertisch. Ich spürte gar bald, wie er das, was ich sagte, immer noch gemildert in die Schreibmaschine diktierte. Er fragte mich, ob das verboten sei, was ich gesagt hätte. Ich konnte nur erwidern, daß er das als Richter doch besser wissen müsse. Schließlich sagte er bei den weiteren Verhandlungen ärgerlich: „Mit solchen Dingen“ — in Wirklichkeit brauchte er ein schärferes Wort — „müssen wir uns als Richter abgeben.“

Am Schluß der Verhandlung fragte er mich, wie es mir gehe. Ich erwiderte: „Danke, gut. Ich kann endlich einmal ungestört arbeiten, und man paßt auf mich auf, daß mir nichts passiert.“ Er erwiderte darauf, daß er mir trotzdem wünsche, daß ich bald wieder aus dem Gefängnis herauskönne und reichte mir freundlich die Hand.

Ein Angestellter des Gefängnisses holte mich wiederholt aus der Zelle unter irgend einem Vorwand, damit ich wieder einmal eine Abwechslung habe. Auch meiner Frau, die mich oft besuchen kam, wurden keinerlei Hindernisse für Besuche in den Weg gelegt. Man wunderte sich, daß ich immer getrost und freudig war. Als meine Frau erwiderte, daß ich doch nichts verbrochen habe, sagte man, daß das bei vielen anderen auch der Fall ist, und doch sind sie niedergeschlagen und leiden schwer unter der Gefangenschaft.

Mehrere Monate war ich im Gefängnis und habe nie einen Termin oder eine Verhandlung gehabt mit Ausnahme der ersten Verhandlungen, über die ich berichtete. Schließlich sagte ich meinem Rechtsanwalt, daß ich mir Devisen für Italien besorgt habe und Ende April nach Italien fahren wolle. Ich müßte sowieso noch einige Wochen Erholung haben, wenn ich aus dem Gefängnis komme. Da wäre es doch gut, wenn ich nicht noch länger der Gemeinde fernzubleiben brauchte. Der Rechtsanwalt trug es dem Sondergericht vor, das froh war, einen Grund zu haben, mich aus dem Gefängnis zu „beurlauben“. Freilich mußten besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Ein anderer Pfarrer H. war kurz vorher zur Taufe seines Kindes beurlaubt worden. Eine große Gemeinde hatte sich im Gotteshaus eingefunden, und der beurlaubte Pfarrer konnte in seiner Taufpredigt zur ganzen Gemeinde sprechen. Daraus war dem Sondergericht von der Staatspolizei ein großer Vorwurf gemacht worden. Darum mußte ich mich verpflichten, daß ich während meinesurlaubes keine Predigten und Amtshandlungen halten, auch sonst in öffentlichen Versammlungen und bei ähnlichen Anlässen nicht das Wort ergreifen werde. Weil diese Auflage nur auf die Zeit desurlaubes begrenzt war, willigte ich ein. Man war froh, daß ich so weit weggehen wollte. Das Sondergericht sah darin eine Sicherheit, daß sich keine Schwierigkeiten während meiner Beurlaubung ergeben werden. Je weiter weg, desto besser, sagte man. Der „Urlaub“ sollte aber vom Konsistorium ausgesprochen werden. Da wir als Pfarrer der Beken-

nenden Kirche mit dem Evang. Konsistorium in Breslau schon längere Zeit keine Verbindung mehr hatten, wollte mich das Konsistorium nicht beurlauben und nicht die Hand dazu reichen, daß mich das Gericht für einige Wochen aus dem Gefängnis entläßt. Erst nach schwierigen Auseinandersetzungen meiner Frau mit dem deutsch-christlichen Konsistorialrat in Breslau wurde mir der erbetene Urlaub bewilligt. Ich mußte mich dem Sondergericht gegenüber auch verpflichten, nicht ins Ausland zu gehen. Italien war ausgenommen. Doch wollte man mir diese Ausnahme nicht schriftlich geben. Mein Gesuch, nach Italien gehen zu dürfen, sollte erst vorgelegt werden, wenn ein Mitglied des Sondergerichtes, von dem die Ablehnung meines Gesuches zu befürchten war, auf Dienstreisen war. Nach einigen Tagen war alles geregelt. Ich durfte das Gefängnis am 2. April verlassen, um als Gefangener nach Italien zu reisen. Nach der Reise sollte ich in das Gefängnis zurückkehren. Wir fuhrten sofort zu meiner Schwester, die am Sonntag, den 3. April Geburtstag hatte und kamen kurz vor dem Gottesdienst in Deutmansdorf bei Löwenberg an, so daß wir gerade noch Zeit hatten, uns in der Sakristei zu melden, damit bei der Verlesung der gefangenen Pfarrer mein Name nicht mehr mitgenannt würde.

Meine Frau begleitete mich auf meiner Italienreise. Wir mußten noch einige Wochen in Bayern warten, ehe die im Januar beantragten Devisen uns zugeteilt wurden. In Fürth bei Nürnberg ließen wir uns von Pfarrer Putz das Abendmahl reichen. Dann waren wir zu einem längeren Aufenthalt nach Oberstdorf in ein wunderschönes Heim eingeladen, das sich den verfolgten Pfarrern der Bekennenden Kirche öffnete. Wir kamen nachmittags hier an. Am nächsten Morgen in aller Frühe wurden wir durch ein Telegramm geweckt, das uns mitteilte, daß wir über die Devisen verfügen könnten. So traten wir unsere Italienreise an. Im Abteil kamen wir ins Gespräch mit einer Erzieherin am Hofe des Königs von Italien. Sie hörte mit großem Interesse unseren Bericht über den Kirchenkampf. Es zeigte sich, daß man in Italien hier ein ganz falsches Bild über die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland hatte. Gut, daß die Geheime Staatspolizei nicht erfahren hat, daß durch die Beurteilung des Gefangenen ein so realistisches Bild von dem Kirchenkampf in Deutschland bis an den Hof der königlichen Familie in Italien drang. Als wir in Rom angekommen waren, war der ganze Bahnhof mit Teppichen belegt und alles aufs prunkvollste ausgeschmückt. Schon unterwegs sahen wir, wie alle Bahnwärterhäuschen neu gestrichen waren. Freilich nur bis Rom und nur die Vorderwand, die vom Zug aus gesehen werden konnte. Wir besuchten Sonntag früh in Rom den Gottesdienst. Nach dem Gottesdienst gingen wir auf den Monte Pincio. Plötzlich bemerkten wir, daß überall Soldaten aufmarschierten und Spalier bildeten. Alles kam in Bewegung, nur auf dem Monte Pincio war Ruhe: Aber auch hier bildeten die Soldaten Spalier. Nicht lange währte es, da kam ein großer Zug von offenen Galawagen dicht an uns vorbei.

Außer den Soldaten, die Spalier bildeten, waren wir fast die einzigen Menschen hier oben. In den Autos saßen der König von Italien und die Herren seiner Regierung, aber auch Hitler, Göring und all die hohen Herren der Partei. Mit welchem Neid hörten zu Haus in Wohlauf die begeisterten Parteigenossen unseren Bericht, daß gerade wir, die wir den Nationalsozialismus so offenkundig ablehnten, diese großen Ereignisse in Rom miterleben konnten. Abends war eine Großkundgebung auf dem Foro di Mussolini. Gewaltige Menschenmassen kamen zusammen. Die Italiener können schlecht organisieren. Stundenlang mußten nach der Kundgebung die Autos und Straßenbahnen warten, ehe sie weiter konnten, weil die Straßen völlig verstopft waren.

Am nächsten Tag gingen wir zum Bahnhof, um zu sehen, wie wir weiterfahren können. Da kamen wir wieder, ohne daß wir es wollten, in einen großen Aufmarsch hinein. Aller Glanz und Prunk, den das italienische Königreich aufbringen konnte, wurde zur Schau gestellt, um den deutschen Führer, der Italien wieder verließ, den ehrenvollsten Abschied zu bereiten, der sich denken ließ. Außerlich war alles gewaltig. Wir konnten es von nächster Nähe bewundern. Die italienische Volksseele jubelte und konnte sich nicht genug tun. Wie gar bald kam alles ganz anders! Die Italiener haben den Bringer ihres Unheils umjubelt. Uns konnte auch dieser Glanz nicht beeindrucken und zu anderer Überzeugung bringen.

Wir fuhren von Rom weiter nach Sizilien. In Taormina trafen wir einen Herrn, der ebenfalls aus Deutschland war und mit dem wir uns bald recht anfreundeten, ohne daß eine besondere Vorstellung erfolgt war. Nach einigen Tagen machte er uns einen Besuch und stellte sich als H., Polizeimajor der SS., vor. Ich sagte, daß ich evangelischer Pfarrer sei. „Das ist ja interessant, da können Sie mir gewiß Ratschläge geben, wie wir uns in manchen schweren Fällen des kirchlichen Lebens am besten verhalten können.“

„Darauf kann ich wenig sagen“, antwortete ich. „Wir wissen selbst nicht, woran wir sind, weil keine klaren Linien vorliegen. Wir handeln, und wenn es den anderen Stellen nicht gefällt, müssen sie sich melden.“ Darauf sagte er: „Aber das kann gefährlich sein. Sie können es glauben, das kann bis zur Freiheitsberaubung gehen.“ Darauf ich: „Das weiß ich. Ich darf es Ihnen sagen, daß ich unmittelbar aus dem Gefängnis komme und als Gefangener nur beurlaubt bin. Wenn mein Urlaub vorüber ist, muß ich wieder ins Gefängnis nach Breslau“. Der Polizeimajor machte große Augen. Unsere Zugehörigkeit zu den entgegengesetzten Lebensauffassungen störte aber nicht unsere Herzlichkeit und Freundschaft, die blieb, auch als wir beide wieder zu Hause waren. Er schickte uns viele schöne Aufnahmen, die er gemacht hatte. Wir besuchten ihn und seine Frau auch in Berlin. Erst durch den Zusammenbruch ist unsere Verbindung leider verloren gegangen.

Der SS.-Major war als Polizeioffizier in die SS. übernommen worden und dachte letztlich nicht anders als wir.

Während unserer Rückreise erhielten wir auf Capri Nachricht, daß das Verfahren gegen mich niedergeschlagen sei, weil ich in die Amnestie falle; ich brauche nicht mehr in das Gefängnis zurück. Dafür war ich von Herzen dankbar.

Aber der Kampf ging weiter. Aus den großen Kampffaktionen war ein zermürender Kleinkampf geworden. Ein Jahr lang hatte ich verhältnismäßig Ruhe. Die Not des Volkes ließ eine Verschärfung des Kirchenkampfes nicht ratsam erscheinen, aber nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 begannen auch meine Verfolgungen wieder. Mehrere Verfahren wurden gegen mich eröffnet. Ich wurde wieder ständig von der Polizei beobachtet und immer wieder in meinen Predigten abgehört. Wiederholt mußte ich zu Vernehmungen nach Breslau zur Geheimen Staatspolizei kommen. Einen Rechtsbeistand konnte man sich nicht mehr halten. Man bekam keinerlei Schriftstücke in die Hand. Selbst die Aufforderung zum Verhör mußte abgegeben werden. Man konnte nur nach den Verhören sich schnell einige Notizen machen, um zu wissen, was man gefragt worden war und was man ausgesagt hatte. Es spielte dabei keine große Rolle, ob man ein vorgelegtes Protokoll unterschrieb oder die Unterschrift ablehnte. Man fühlte sich völlig willkürlichen Mächten ausgesetzt und mußte jeden Tag mit neuen schweren Schlägen rechnen. In Wohlau ging die Rede, daß ich endgültig erledigt werden solle. Die Polizeibeamten sollen sich gestritten haben, wer mich verhaften soll. Die evangelischen Beamten wollten es nicht tun, und auch der katholische Polizeibeamte lehnte es ab, sich dazu herzugeben. Der katholische Pfarrer spreche mit großer Hochachtung von mir, und darum könne ich kein schlechter Mensch sein. Nur der Polizeioffizier soll sich gerühmt haben, daß er schon bereit sei, wenn es nötig ist, mir den Genickschuß zu geben. Der Zusammenbruch der Heimat bedeutete für mich die Rettung, für ihn den Tod.

Noch am 17. Januar 1945 war ein Parteiredner aus Berlin in Wohlau. Nach seiner Rede saß er mit den Größen der Partei noch beim Glase Bier zusammen. Ein Elektromonteur, Sommer, Mitglied der Bekennenden Kirche, baute die Lautsprecheranlage ab und konnte das Gespräch hören, das der Berliner Redner am Stammtisch führte. Man kam auch auf die Kirche zu sprechen. Der Redner aus Berlin meinte, daß die Partei zunächst noch gebunden sei. Aber sobald der Krieg die nötige Freiheit läßt, wird zuerst mit der Kirche aufgeräumt werden. Da werden die Pfarrer mit ihren Angehörigen am nächsten Laternenpfahl aufgehängt und die Kirchen dem Erdboden gleichgemacht werden.

Vier Tage darauf standen die Russen vor Wohlau. Auch wir mußten unsere Heimat verlassen. Meine Mutter starb wenige Tage, nachdem die Rus-

sen eingezogen waren. Als meine Schwester nach einigen Monaten das Grab aufsuchte, war es aufgewühlt. Der Sargdeckel war verschwunden. Sie mußte Sarg und Grab neu schließen lassen. Mein Schwiegervater starb auf der Landstraße vor Görlitz. Er mußte sofort neben der Straße beerdigt werden. Andere Verwandte wurden aus dem fahrenden Zug geworfen und erlitten dabei den Tod. Nur eine Tante blieb am Leben.

Grade bei dem Zusammenbruch konnten wir es aufs neue in besonders deutlicher Weise erleben, was über dem Altar unserer Kirche stand: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren gehen. Uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft.“ Bei meinem letzten Gottesdienst in unserem Wohlauer Gotteshaus konnte ich über dasselbe Wort sprechen, über das ich genau 15 Jahre vorher meine Antrittspredigt gehalten hatte: „Gott, der da hieß, das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben.“ 2. Kor. 4.6. Der Räumungsbefehl war bereits ergangen. Nur noch wenige Gemeindeglieder konnten am Gottesdienst teilnehmen. Die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi hat uns die ganze Zeit, der wir entgegengingen, geleitet. Der helle Schein dieser Erleuchtung soll bleiben bis in die Ewigkeit.

Was ein Ostpfarrer alles erleben kann

Mitte Februar 1945, nach der Panzerschlacht bei Hohenfriedeberg und dem Durchbruch der Russen bei Lauban, erging an die Bevölkerung der bisher vom Kriege verschont gebliebenen Gebiete der Befehl, die Heimat bis zum 28. 2. 1945 zu verlassen. Der Nachrichtendienst der Kirche hatte in dieser Zeit gänzlich aufgehört. Die letzte telefonische Weisung des Superintendentenvertreter lautete: „Die Befugnisse des EOK gehen auf die Konsistorien, die der Konsistorien auf die Superintendenten, die der Superintendenten auf die Pfarrer über.“ Somit *war jeder Pfarrer auf sich selbst gestellt und mußte nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden*, wie er in der völlig unübersichtlichen Lage handeln sollte. Für die Evakuierung der Bevölkerung wurden inzwischen Züge bereitgestellt, der große Treck fand in den Gebirgskreisen seine Fortsetzung. Die Männer blieben beim Volkssturm, von dem die Pastoren wegen Wehrunwürdigkeit ausgeschlossen wurden. Die Parteileitung stellte den Pfarrern die Abreisebescheinigungen zur Verfügung. In dieser Situation kamen der an der gleichen Kirche in Schmiedeberg amtierende Amtsbruder Bittermann und ich nach eingehender Beratung zu dem Entschluß, daß er bei dem in der Heimat zurückbleibenden Teile verweilen, während ich mich mit Rücksicht auf die kleinen Kinder den die Heimat verlassenden Gemeindegliedern anschließen solle. —